

Dr. Jörg Skriebeleit
(Gedenkstätte Flossenbürg)

KZ-Gedenkstätten als Museen – Museen in KZ-Gedenkstätten

Im Jahr 2008 wurde die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg vom Stifter des Bayerischen Museumspreises, der Bayerischen Versicherungskammer, freundlich und direkt aufgefordert, sich mit ihrer soeben eröffneten neuen Dauerausstellung doch um den im Zweijahresturnus vergebenen Museumspreis dieses Bundeslandes zu bewerben. Gebeten, getan. Umso überraschter waren wir, als wir nach einigen Wochen ein ebenso freundliches wie einsilbig-ängstliches Ablehnungsschreiben erhielten. Die Jury sei nun zu der Meinung gelangt, eine KZ-Gedenkstätte sei wohl in erster Linie doch kein Museum und entspreche damit nicht dem Charakter des Preises; daher habe man sich entschieden, unsere Bewerbung nicht zuzulassen, was man bitte nicht als Wertung der übrigens ganz hervorragenden neuen Dauerausstellung verstehen möge.

Nun haben viele ihre eigene Erfahrung mit der der Vergabe von Museumspreisen und vermutlich auch eine Meinung zu jedem der im Terminus „Bayerischer Museumspreis“ enthaltenen drei Wortelemente, was hier nicht zu vertiefen ist.¹ Mit dem kleinen Beispiel möchte ich das Assoziationsfeld einer Institution andeuten die sich, so behaupte ich, in den letzten 65 Jahren wie kaum eine zweite an der Konstruktion, Vermittlung und Wahrnehmung von Geschichtsbildern beteiligte, „der KZ-Gedenk-stätte“. Insofern wäre der alternative Titel meines Vortrags: KZ-Gedenkstätten. Zwischen moralischen Gedenkanstalten und modernen zeit-historischen Museen.

Es geht mir zunächst um die Frage, ob KZ-Gedenkstätten – auch – Museen sind oder waren. Zweitens will ich zeigen, wie sich Konzepte von Museen oder – vielleicht zunächst etwas allgemeiner formuliert – von Ausstellungen in KZ-Gedenkstätten entwickelt und verändert haben. Zuletzt werde ich die in diesen zwei Kapiteln skizzierten Entwicklungen mit einigen aktuellen Fragen verknüpfen.

1. KZ-Gedenkstätten als Museen

1.1. Ehemalige Lager als Tatorte

Am 16. April 1945, fünf Tage nach der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald, wurden auf Anordnung des Kommandeurs der 3. U.S. Armee, General Patton, knapp 1.000 Bürger Weimars in einem Marsch auf den Ettersberg geführt und gezwungen, sich die Leichenstapel im Lager anzusehen. Ein Teil dieser Leichen-

¹ Inzwischen wurde die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg für ihre neue Dauerausstellung „was bleibt – Nachwirkungen des Konzentrationslagers Flossenbürg“ mit dem Bayerischen Museumspreis 2011 ausgezeichnet.

stapel war aus den Leibern nach der Befreiung verstorbener Häftlinge neu errichtet worden, denn die amerikanischen Verantwortlichen hatten die nach der Befreiung vorgefundenen Leichname aus seuchenhygienischen Gründen umgehend verbrennen lassen. Den (Zwangs-)Besuchern sollte aber ein möglichst authentischer Eindruck von den Verhältnissen im Lager gegeben werden.

Ich möchte mich mit Ruth Klüger an unser Thema annähern – Ruth Klüger, die in ihrem Buch „weiter leben“ die Notwendigkeit und Eignung von ehemaligen Konzentrationslagern als Lernorten und Museen heftig bestritten hat:

„Es liegt dieser Museumskultur ein tiefer Aberglaube zugrunde, nämlich, dass die Gespenster gerade dort zu fassen sind, wo sie als Lebende aufhörten zu sein. (...) Dachau hab ich einmal besucht. (...) Da war alles sauber und ordentlich und man brauchte schon mehr Phantasie, als die meisten Menschen haben, um sich vorzustellen, was dort vor vierzig Jahren gespielt wurde. Steine, Holz-baracken, Appellplatz. Das Holz riecht frisch und harzig, über den geräumigen Appellplatz weht ein belebender Wind und diese Baracken wirken fast ein-ladend. Was kann einem da einfallen, man assoziiert eventuell eher Ferienlager als gefoltertes Leben.“²

Ruth Klügers Charakterisierung von KZ-Gedenkstätten als Anti-Museen verdeutlicht den fundamentalen Bruch mit dem „Präsentations-, Auratisierungs- und Authentisierungsgedanken“, welcher die Entwicklungsgeschichte europäischer Museen seit ihren Ursprüngen begleitet. Alle Versuche, Gerinnungs- und Ausdrucksformen der Lagerwirklichkeit zu finden, scheiterten an der Erkenntnis, dass es außer der Lagerwirklichkeit selbst keine hinreichenden Mittel gab, diese darzustellen. Die Extrempraktik der Rekonstruktion von Leichenstapeln zeigt, wie Volkhard Knigge immer wieder betont, dass unmittelbar nach der Aufdeckung der Verbrechen keinerlei angemessene Repräsentationen oder eingeübte commemorative Praktiken zur Verfügung standen.³

Die Zurschaustellung nationalsozialistischer Verbrechen gründet in den Konzentrations- und Vernichtungslagern vor allem in ihrer Untersuchung und öffentlichen Präsentation als Tatorte – im kriminalistischen wie im pädagogischen Sinn.

1.2. Ehemalige Lager als Denkmäler

Für die Überlebenden hingegen waren die ehemaligen Lager neben Tat- und Leidensorten vor allem Schädelstätten und geheiligter Boden. Es waren zumeist ehemalige Häftlinge, die die Errichtung von symbolischen Erinnerungs- und Ehrenzeichen aber auch monumentaler Denkmäler planten. Fast überall entstanden diese ersten Denkmäler im Umfeld der Krematorien. Diese fungierten als Relikte und Reliquie zugleich. Als Relikte und dramatischste Symbole des massenhaften Sterbens in den Lagern. Als Reliquien an denen die Toten – angesichts namenloser Aschenhalden und Klärgruben – am präsentesten und nächsten waren.

² Ruth Klüger, weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1992, S.76f.

³ Volkhard Knigge, Gedenkstätten und Museen, S. 379; ders., Museum oder Schädelstätte? Gedenkstätten als multiple Institutionen, in: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), Gedenkstätten und Besucherforschung. Bonn 2004, S. 19.

Nicht selten, wie in Dachau oder Flossenbürg, wurden diese frühen Gedenkstätten im Umfeld der Krematorien durch museale Elemente ergänzt. Symbole des Lagerterrors wie Galgen, Prügelbock oder Zaunpfosten wurden als Rekonstruktionen oder Translokationen neu errichtet, quasi als symbolische Verdichtungen der jüngst vergangenen KZ-Realität.

1.3. Ehemalige Lager als Museen

Bereits im November 1944 wurde das erste von den alliierten Truppen – in diesem Fall von der Roten Armee – befreite Konzentrationslager, das KZ Majdanek bei Lublin, unter gesetzlichen Schutz gestellt. Ganz ähnlich Auschwitz Ende Anfang Februar 1945. Zwei Jahre später verabschiedete der polnische Sejm ein Gesetz, das die Lagergelände in Auschwitz, Majdanek und Stutthof zu staatlichen Museen erklärte. Die Lagergelände sollte als Corpus delicti, als Beweise für die dort begangenen Verbrechen, für immer erhalten werden. Gleichzeitig wurden dort große Nationaldenkmäler und auch „Ausstellungen“ geplant. Ich verwende den Begriff Ausstellung hier bewusst in Anführungszeichen. Der letzte Satz ist entscheidend um die Bedeutung dieser ersten „Ausstellungen“ in ehemaligen Konzentrationslagern zu begreifen: Sie entstanden stets in einem Sinnkontext von erstens einzelnen – meist sehr ausgewählten – Lagerrelikten wie Krematorien oder Mordstätten, und sie entstanden zweitens im Sinnkontext stets ergänzend zu monumentalen Denkmalsanlagen.

Das heißt, sie waren eingebunden in einen sehr eindeutigen politischen und nationalen Sinnstiftungskontext. Diesen sollten die Präsentationen meist authentisierend und pädagogisierend unterfüttern. Doch dazu später.

1.4. Maximierung der Sinnstiftung durch Minimierung der Relikte

Die Beschreibung ehemaliger Lager als Nationaldenkmäler trifft vor allem auf Orte im sozialistischen Machtbereich zu bzw. auf ehemalige Lager in denen in der frühen Nachkriegszeit Häftlingskomitees aktiv waren, wie beispielsweise in Mauthausen.

Der Umgang in der früheren Bundesrepublik war ein völlig anderer. Dort wurde die Notwendigkeit musealer Präsentationen geradezu verneint. Die ehemaligen Lager waren immobile Verfügungsmasse, auf der Flüchtlingslager, Wohnsiedlungen und Gewerbeflächen entstanden. Sofern es dazu kam, das Gelände unter Schutz gestellt oder Denkmäler errichtet wurden – meist auf Druck ehemaliger Häftlinge –, folgte dies einem sehr eindeutigen Sinnstiftungskonzept. In Bergen-Belsen entstand eine aufwändig geplante „Elytische Landschaft“, in Flossenbürg ein Waldfriedhof, der die „Erinnerung an das Vergangene mildern sollte“.⁴

Entscheidend jedoch ist, dass in Deutschland – Ost wie West – ganze Lagerareale systematisch weitergenutzt, zerstört, abgetragen, unkenntlich gemacht wurden. Diese Minimierung der Relikte war verkoppelt mit einer Maximierung der Sinnstiftung. Mit anderen Worten: Bauliche Überreste des Lagers wurden nur dann bewusst

⁴ Vermerk der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen vom 28. August 1956, SV Nymphenburg, Ordner 6/2, Neugestaltung 1956–1959.

erhalten, wenn sie die hegemoniale Deutung der Gedenkstättenkonzeption unterfütterten oder zumindest nicht störten: in der DDR jener des antifaschistischen Gründungsmythos, in der Bundesrepublik jener der Friedhofsruhe unter der Formel „Allen Opfern des Krieges“

2. Museen bzw. Ausstellungen in KZ-Gedenkstätten

2.1. Staatliche Ausstellungen

Die ersten – national-kommunistischen – Ausstellungen in Auschwitz und Majdanek, aber auch das 1949 entstandene Ghetto-Fighters House in Nord-Israel sowie das 1954 eingerichtete „Museum des Widerstandes“ auf dem Gelände des ehem. KZ Buchenwald stehen exemplarisch für den frühen Typus der Nachkriegsausstellung. Und dies sowohl in ihrem inhaltlichen Narrativ als auch in ihrer musealen Konzeption.

Ich spare mir an dieser Stelle die Ideologiekritik an den Ausstellungen und widme mich gleich den Präsentationsformen. Gezeigt wurden vor allem Artefakte, die auf den Terror der SS verwiesen. Instrumente der Tortur, oftmals nicht im Original, denn die SS hatte viele dieser Beweismittel bewusst vernichtet, sondern aus der noch frischen Erinnerung rekonstruiert – so wie die frühen Leichenstapel in Buchenwald. Kontrastiert wurde die Schau von Verbrechenswerkzeugen oftmals mit erhaltenen Sachzeugnissen ehemaliger Häftlingen, von Relikten und Reliquien: Häftlingskleidung, Schuhen, Devotionalien. Es waren Schauen der Authentisierung des Grauens. In Polen, der DDR, aber auch Israel eingebettet in ein Narrativ der Überwindung und der moralisch-politischen Verpflichtung. Trotz regelmäßiger Überarbeitungen und Ergänzungen dieser Ausstellungen, vor allem durch Fotos, Dokumente und Texte, veränderte sich deren inhaltliche und museale Grundstruktur bis in die 90er Jahre kaum.⁵

Allerdings, und dies ein wesentlicher Punkt, die Gedenkstätten in Polen, der Tschechoslowakei sowie die Nationalen Mahn- und Gedenkstätten in der DDR (Buchenwald, Ravensbrück und Sachsenhausen) wurden von Mitte der 50er Jahre an nicht nur als sozialistische Nationaldenkmäler, sondern auch als Museen definiert. Als Museen mit zentralen staatspolitischen Aufgaben. Dies hatte erhebliche Folgen für ihre institutionelle Ausstattung, die sich nun an den formalen Standards von Museen orientierten. Es entstanden Sammlungen, Archive, Depots. Gerade hierin zeigten sich nach der Wende die strukturellen Defizite der westdeutschen Gedenkstätten.

⁵ Vgl. Zofia Wóycicka, Die Kanalisierung des Gedenkens: Die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau in den Jahren 1945-1955, in: Krzysztof Ruchniewicz/Stefan Troebst (Hg.), Diktaturbewältigung und nationale Selbstvergewisserung. Geschichtskulturen in Polen und Spanien im Vergleich. Wrocław 2004, S.184.

2.2. Er kämpfte Ausstellungen

In Dachau hatten ehemalige Häftlinge zwischen 1946 und 1950 im ehemaligen Krematorium, das zu dieser Zeit der zentrale Symbol- und Erinnerungsort in Dachau war, ergänzend eine museale Schau eingerichtet. Diese Ausstellung entsprach auf der Präsentationsebene gänzlich den oben skizzierten. Allerdings war sie – völlig gegenläufig zur DDR und zu Polen – entgegen der öffentlichen und offiziellen Meinung errichtet worden. Daher ließ sie der Dachauer Landrat 1953 gegen die massiven Proteste Überlebender schließen. Diese Aktion führte in der Konsequenz zur Gründung des Internationalen Dachau-Komitees und zur ersten bedeutenden Dauerausstellung in einer KZ-Gedenkstätte in der Bundesrepublik überhaupt. Die 1965 eröffnete neue Dachauer-Ausstellung war eine politische Ausstellung. Sie entstand als Reaktion auf Leugnungs- und Relativierungsversuche. Es ging den Machern vor allem um die Präsentation von Beweisen und das Auslösen eines emotionalen Schocks auf Seiten der Betrachter. Die Mittel hierfür waren eindeutig. Großfotos inszenierten den Terror der SS gegenüber den Häftlingen. Dokumente authentisierten das Gezeigte mehr als es zu kommentieren. Die Ausstellung folgte, ebenso wie die Lager- und Leichenbesichtigung in Buchenwald, dem Modus der Konfrontation und Authentisierung, in diesem Fall mittels Fotos. Doch die Großfotos waren nicht die einzige Form der Authentisierung: Parallel zur Ausstellung ließ das Internationale Dachau-Komitee zwei Baracken in Appellplatznähe rekonstruieren.

Hiermit sind wir wieder bei Ruth Klüger:

„Das Holz riecht frisch und harzig, über den geräumigen Appellplatz weht ein belebender Wind und diese Baracken wirken fast einladend. Was kann einem da einfallen, man assoziiert eventuell eher Ferienlager als gefoltertes Leben.“

2.3. Gedenkstättenausstellungen als Dokumentationen

Die Dachauer Ausstellung aus dem Jahr 1965, die über fast zwei Jahrzehnte die einzige Ausstellung in einer KZ-Gedenkstätte in der Bundesrepublik war und die dort übrigens bis 2001 zu sehen war, steht prototypisch für das Verständnis von NS-Ausstellungen in der Bundesrepublik. Dieses Verständnis erfuhr in den 80er Jahren seinen Höhepunkt und lässt sich in einzelnen Einrichtungen bis heute besichtigen.

Im gesellschaftlichen Klima der 80er Jahre entstanden an unzähligen Orten sogenannte Geschichtswerkstätten und Gedenkstätteninitiativen. Diese bürgerschaftlichen Gruppen widmeten sich mit der ihnen eigenen politischen Empörung und Emphase der vernachlässigten NS-Geschichte ihrer näheren Umgebung. „Grabe wo Du stehst“ wurde zum historisch-pädagogischen Imperativ dieser Engagierten. Relikte von KZ-Außenlagern, Kriegsgefangenenlagern und NS-Täterorten wurden beforscht, entdeckt und freigelegt. Stets wurde auch die Forderung nach bislang fehlenden historischen Informationen zu diesen Orten erhoben. Hierbei eigneten sich einzelne Initiativen auch bewusst den Museumsbegriff an, wie der noch heute bestehende Geschichtsverein „Aktives Museum Berlin“. Element der Aneignung war aber gleichzeitig auch eine Abgrenzung gegenüber „klassischen“ Geschichtsmuseen. Man definierte Aufklärung nicht als Kulturgut, sondern in einem politisch-moralischen Sinn.

Doch obwohl in den 80er Jahren eine nicht nur topographische, sondern auch inhaltliche Perspektiverweiterung in der Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechenstypen zu verzeichnen ist, schlug sich diese nur bedingt in den musealen Präsentationsformen nieder: Entscheidend war nicht die Frage des *Wie* von Ausstellungen, sondern des *Ob*. Erneut ging es um die Präsentation von Beweisen für die Tatsächlichkeit der nationalsozialistischen Verbrechen – und ihrer Omnipräsenz. Ausstellungen in Gedenkstätten waren zu dieser Zeit *Dokumentationen*, also Text-Bildschau, eine Sonderform historischer Ausstellungen. Erst mit der allmählichen politischen Akzeptanz von Gedenkstätten als „arbeitenden Einrichtungen“ begannen auch Diskussionen um die Ausstellungspraxis. Diese bezogen sich aber vor allem auf bislang ausgeblendete Themenkomplexe wie „lokales Umfeld“ „naiver Gebrauch von Täterfotos“ oder „Differenzierung der Häftlingsgesellschaft“. Museologische Debatten blieben weitgehend aus.

2.4. Gedenkstätten als moderne zeithistorische Museen?

Mit der deutschen Wiedervereinigung wurden auch die NS-bezogenen geschichtspolitischen Narrative beider deutscher Staaten porös und renovierungsbedürftig. Während die Notwendigkeit der Entideologisierung und Neukonzeption der ehemaligen Nationalen Mahn- und Gedenkstätten der DDR unübersehbar war, zeigten sich nun auch die jahrzehntelangen Defizite der bundesrepublikanischen Gedenkstätten. Unter dem Motto „KZ-Gedenkstätten als moderne zeithistorische Museen“ begann ausgehend von den Gedenkstätten Buchenwald und Sachsenhausen eine zunächst diskursive Professionalisierung der historisch-fachwissenschaftlichen, der pädagogisch-didaktisch aber auch der museologischen Arbeit in den KZ-Gedenkstätten.

Die 1995 eröffnete neue Buchenwald-Ausstellung bezog sich in ihrem inhaltlichen und ästhetischen Ausdruck direkt auf die vormalige DDR-Ausstellung, indem sie Exponate, Artefakte, Fotos und Texte im Gestus eines Archivs, einer Art negativer Schausammlung, präsentierte. Damit wurde, so würde ich behaupten, erstmals auch an eine Museumstradition des 18. und 19. Jahrhunderts angeknüpft. In Sachsenhausen entschied sich der wissenschaftliche Beirat hingegen dezidiert für ein de-zentrales Ausstellungskonzept mit insgesamt zwölf Einzel-Ausstellungen, die jeweils auf ihre Art und Weise inhaltliche und ästhetische Maßstäbe setzten.

Als Konsequenz der Neukonzeption der ehemaligen Nationalen Mahn- und Gedenkstätten und auf Basis des deutschen Einigungsvertrags wurde der Handlungsbedarf in der alten Bundesrepublik virulent. Mittlerweile wurden auch in den Gedenkstätten in Dachau, Neuengamme, Bergen-Belsen und Flossenbürg neue Ausstellungen eröffnet, in Bergen-Belsen und Flossenbürg erstmals überhaupt Ausstellungen, die sich sehr offensiv und selbstbewusst als moderne zeithistorische Museen begreifen.

3. Aktuelle Fragen

Mit dieser Entwicklungsgeschichte ehemaliger Konzentrationslager von Tatorten zu modernen zeithistorischen Museen ist jedoch nur der institutionsevolutionäre Rahmen beschrieben. Noch immer gibt es eine erhebliche Diskrepanz zwischen der Außenwahrnehmung von Gedenkstätten und dem in den meisten Einrichtungen inzwischen erreichten musealen Niveau. Ich möchte nur drei dieser Diskrepanzen benennen, welche auch direkt das Tagungsthema, die Konstruktion, Vermittlung und Wahrnehmung von Geschichtsbildern, tangieren.

- Noch immer – bzw. in letzter Zeit wieder vermehrt – sind Gedenkstätten mit naiven Authentisierungswünschen konfrontiert. Mindestens einmal wöchentlich erreicht uns der Wunsch bzw. die Forderung nach Rekonstruktion einer Baracke, nach der Toninstallation von Kaposchreien auf dem Appellplatz und dem neuen Ausrollen von Stacheldraht.
- Immer wieder werden wir – aus äußerst gegensätzlichen politischen Richtungen – mit der Forderung nach eindeutigen geschichtspolitischen Narrativen konfrontiert. Die moralische Gedenk- und Geschichtsvermittlungsanstalt ehemaliges KZ braucht in diesen Augen keine Differenzierung, sondern Vereindeutigung.
- Noch immer – und immer wieder – wird KZ-Gedenkstätten der Museumscharakter abgesprochen.

Zum Wunsch nach mehr vermeintlicher Authentizität: Man muss nicht immer Ruth Klüger zitieren, um sich der Probleme des Authentizitätswahns an Orten früherer Konzentrationslager bewusst zu sein. Die Kollegen und Kolleginnen aus den anderen Museen werden sich noch an die „Topolatrie“ bzw. „Aura“-Debatte der 80er Jahre erinnern. Sachzeugnisse, egal ob als Gebäude, Relikte und Artefakte, sprechen nicht per se für sich, sondern müssen quellenkritisch analysiert und entsprechend museologisch kontextualisiert werden. Gleiches gilt für den reflexhaften Wunsch nach Zeitzeugeninterviews. Auch sie sind keine „authentische“ Quelle für die Lagerwirklichkeit. Wohl aber dafür, wie sie der Interviewte gegenwärtig erinnert bzw. erzählt. Mit dem Abstand von mehreren Jahrzehnten. Als solche müssen und können sie pädagogisch gewinnbringend präsentiert werden.

Dies bringt mich zu Punkt zwei, den politischen bzw. gesellschaftlichen Erwartungen an Ausstellungen in KZ-Gedenkstätten. Die Geschichte der KZ-Ausstellungen in der Bundesrepublik war, wie oben dargelegt, lange eine Geschichte ihres Erkämpfens. Das heißt: Der Genese von Ausstellungen in Gedenkstätten war das gesellschaftlich-politische selbstreflexive und selbstkritische Element stets inhärent. Auch wenn KZ-Gedenkstätten heute institutionell zum kulturellen Grundbestand der Bundesrepublik gehören, ist es unabdingbar, diese aufklärerische und selbstreflexive Haltung zu bewahren und immer wieder zu erneuern, gerade auch was die Nachgeschichte betrifft. Dies bedeutet nicht nur die konsequente Abwehr politischer Vereinnahmungen aus jeglicher politischer Richtung, sondern auch die Infragestellung der alleinigen Opfer-Identifikation, auch wenn dies nach wie vor eine der Leitperspektiven ist.

Zum letzten Punkt, der Satisfaktionsfähigkeit von Gedenkstätten als Museen: KZ-Gedenkstätten sind multiple Orte. Sie sind Schädelstätten, Friedhöfe, Generationenorte, Freilichtmuseen, Lernorte, Quellen für die Zeit des Konzentrationslagers und für die Zeit des Umgangs mit ihnen während der letzten 65 Jahre. Hierin unterscheidet sich die Institution KZ-Gedenkstätte von einem Teil der Einrichtungen, die auf dieser Tagung repräsentiert werden. KZ-Gedenkstätten haben aber auch eine wesentliche und sogar zunehmende Funktion, die sie mit diesen Einrichtungen teilen. Sie sind – auch – Museen. Sicherlich eine Sonderform, aber, und hierin würde ich Ruth Klüger zum Schluss dann doch widersprechen wollen, keine Anti-Museen.